Weiberlist und Weibertreu werden alle Tage neu : eine Geschichte vom Gemüsekonservieren und heiraten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **50 (1909)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007946

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Weiberlist und Weibertreu Werden alle Tage neu.

Eine Geschichte vom Gemüsekonservieren und Heiraten.

S ist etwas los in Rühmligen. Das Laufen und Reden, Planieren und Agitieren von Seite der Frauen und Töchter von Rühmligen kommt einem nachgerade bedenklich vor. Bis lange in die Nacht hinein wird auf der der Straße geredet über Konservieren und Sterilisieren nach System Weck, Schildknecht und Ernst, aber wer könnte daraus klug werden?

Sei es nun, was es wolle, etwas steckt in den Köpfen; man merkt es auch daraus, daß schon da und dort die Suppe zu räß auf den Tisch kam, und Fleisch und Gemüse entlockten den kritischen Essern bisweilen die indiskrete Frage nach dem „Fuchs".

Noch nie hatte des Krämerseppli's Glaswarengeschäft so gute Zeiten gesehen, wie jetzt. Jeden Morgen gehen die Frauen und Töchter nach dem Gottesdienst sofort dorthin. Wenn sie schon vor dem Zusammenläuten diesen Laden betreten, kommen sie doch sicher zu spät in die Kirche, was immer ein wenig stört, so daß der Sigrist beim Vorbeten sich gewöhnlich um ein Geheimnis verirrt. — Gläser mit geschliffenen Deckeln nach System so und so kommen zwar sonst im Rosenkranz nicht vor, aber jetzt regierten sie selbst in die Kirche hinein und waren die gangbarsten Artikel vor, während und nach dem Gottesdienst — aber warum? wozu? — — Nur Geduld, es wird bald auskommen! Wofür hat man denn die Zeitungen und wozu hat Rühmligen sein berühmtes Lokalblatt: Anzeiger von Rühmligen, offizielles Organ der hiesigen Behörden und Vereine? — —

1. Kurs und Tschöpli.

Eines Abends stand in diesem gewöhnlich sehr gut bedienten Blatte zu lesen: „Heute über acht Tage wird hier in Rühmligen ein Kurs abgehalten werden über Verwertung der Gemüse durch Sterilisieren und Konservieren der (Druckfehler! Hätte heißen sollen: für) Frauen und Töchter von nah und fern. Der berühmte Kursleiter Nestor Grasgrün, unterstützt durch die in diesem Fach sehr tüchtige Frau Ratsherrin Barbara Flutiger vom Haldenhof wird

in einer über alles Lob erhabenen Weise diese für unsere Ortschaft überaus wichtige Angelegenheit aufs glücklichste besorgen. Man erwartet daher eine riesige Beteiligung."

Diese mit diplomatischem Geschick verfaßte Korrespondenz verfehlte ihre Wirkung nicht; die Damen wollten nun alle von den verschiedenen Konservierungssystemen Gebrauch machen, gerade wie es jede für ihre Person am geeignetsten erachtete. Aber diese acht Tage waren noch Tage schwerer Sorgen und Mühen; wie alles Gute durch harte Prüfung sich erproben muß, so auch dieser Kursus. Nicht als ob Menschen so roh hätten sein können, um absichtlich diesem humanen Werke entgegen zu treten — ein undenkbarer Fall. Aber die finstern Schicksalsmächte schienen alle sich verbündet zu haben, um diesem Werke des Fortschrittes wenn möglich den Garaus zu machen. Neue Bedenken und neue Schwierigkeiten zeigten sich von Tag zu Tag. Für die leitenden Persönlichkeiten wars bald zum verzweifeln, sie hätten singen mögen mit dem Hoggermadleni:

Was mueßi ai mache,
Was mueßi ai tue?
Es wachst mer ei Hoger
Am andere zue!
Hauene ab, so tuet's mer weh,
Und lohnene stoh, so wachset mer zwee!

Je näher der angekündigte Tag kam, desto schlimmer und verzwickter wurde die Geschichte. —

Nur ein Beispiel: Die Haldenbäuerin, die gewiß in allen Beziehungen eine gewichtige Persönlichkeit ist und ohne welche der Kursus sicherlich nicht hätte abgehalten werden können, hatte die Absicht, auf den genannten Kurs hin noch unbedingt ein neues Sommertschöpli sich machen zulassen und jetzt grad, vor Beginn desselben, läßt die Näherin melden, daß sie einen großen Eißen bekommen und daher noch einige Tage nicht auf die Stör kommen und auch zu Hause nichts arbeiten könne. Diese Meldung wirkte wie ein Blitzschlag vom heitern Himmel, und gewiß wäre jetzt die Haldenbäuerin in Ohnmacht gefallen, wenn das in Rühmligen Mode gewesen wäre und sie hätte denken können, das würde ihr zu einem neuen Tschoppen verhelfen.

Nun wäre allerdings noch eine Näherin in Rühmligen zu haben gewesen, aber was hätte das genützt? Die Haldenbäuerin braucht halt eigene, nach allen Seiten stark ausgerundete Schnittmuster und die waren nur im Besitze ihrer gewohnten Schneiderin, die jetzt erkrankt ist. O, der verflixte Eißen! Freilich hatte sie noch einen ganzen Schrank voll Tschöpli, die einen schöner als die andern, und das Mannenvolk schimpfte genug, es hangen immer alle Gänterli voll Weiberfetzen, so daß man mit dem eigenen Zeug manchmal nicht wisse, wo aus und an. Aber von diesen Tschöpen war doch jeder schon wenigstens einmal getragen, und zudem hatten sie noch die altmodischen, engen Aermel und daher mußte auf diesen schönen Anlaß unbedingt ein neuer Tschopen mit den so beliebten neuesten Fanatasie-Aermeln „ufe Tätsch". Und gewiß, wenn jetzt schon jedes Kindsmeitschi solche Aermel trägt, so ist das gewiß der hablichen Haldenbäuerin und Ratsherrin auch nicht zu verargen! — Mancher Plan wurde gemacht und wieder verworfen; bald meinte sie, sie wolle heute noch in die Stadt, aber eben so schnell fährt ihr durch den Kopf, daß jetzt Samstag 's „Billigmagazin" doch nicht geöffnet sei. Bald meinte sie wieder, sie lasse den Kurs wegen Krankheit in der Familie einfach auf acht Tage verschieben. Dazu hätte sie gewiß auch die Macht und das nötige Ansehen gehabt, und der Haldenbauer hätte gewiß gern acht Tage lang über Seitenstechen und Kopfweh geklagt, wenn die „Gnädige" es so hätte haben wollen. Sicher hätte sie zu dieser Verschiebung ihre Zuflucht genommen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, die Näherin könnte die Sache ausplaudern und die Leute dann sagen: „Der Kurs kann nicht abgehalten werden, weil die Näherin wegen ihrem Eißen der Haldenbäuerin keinen neuen Tschopen machen konnte." Nein, an so was durfte sie nicht einmal denken; aber gewünscht hat sie heimlich, wenn sie nur von der ganzen Geschichte nichts wüßte; daß doch der Kukuk den holte, der das Konservieren und Sterilisieren erfunden hat!

Man könnte versucht sein, hier das Sprichwort anzuwenden: Wenn die Not am größten ist, ist die Hilfe von oben am nächsten. Die gewiß höchst fatale Lage änderte sich so schnell und so wider alles Erwarten gut, daß die Haldenbäuerin ihren neuen Tschopen nicht einmal gebraucht hätte, wenn sie ihn schon gehabt. Aber wie trug sich die Sache zu?

Als die gute Frau im ärgsten Tschöplifieber drin steckte und zuweilen so tief aufseufzte, daß die Magd meinte, es wär für ein großes Unglück gut genug, da schritt der Briefträger durch den

Hausgang auf die Stube zu und legte das „Vaterland“ auf den Tisch und sprach: „Da leset!“ 's gewiß etwas drinn, was für euch paßt“ und ging seines Amtes weiter. Die Haldenbäuerin öffnete die Zeitung und schaute, wie es ihre Gewohnheit war, zuerst nach, ob jemand Bekannter gestorben wäre und liest da wirklich in einer handgroßen Anzeige, „daß es Gott dem Allmächtigen gefallen habe“, die alte Moosbäuerin in Kneblingen, die schon viele Jahre an der Wassersucht litt, heute Morgen, versehen mit den Tröstungen unseres Glaubens zu sich zu berufen und daß die Beerdigung grad auf nächsten Montag, auf den Kurstag, morgens halb 8 Uhr angesetzt sei.

Jetzt sann sie einige Augenblicke vor sich hin, aber nicht, was sie als gute Christin sonst immer tat, um ein: „Herr gib ihr die ewige Ruhe“ zu beten, nein, aber einen Plan hatte sie jetzt in einigen Sekunden sich zurecht gelegt, so schlau, daß sie dadurch nicht nur ihr Tschöpli vollständig ersetzen, sondern sich noch mehr bei den Leuten hervortun konnte. Dieser Todesfall war der Schlüssel dazu. Das Einzige, was sie da tun mußte, war, sich fest in den Kopf zu setzen, daß sie an die Beerdigung gehen müsse. Verwandtschaft war allerdings keine vorhanden, aber in ihren ledigen Zeiten waren sie Nachbaren gewesen, und auch seither hatte ihr Mann dort einigemal Ochsen gekauft. Sie mußte also notwendig am Montag nach Knebligen an die Beerdigung gehen, denn sobald sie einen Grund hatte, am Montag ihr schwarzes Jaquette anzuziehen, das nebenbei bemerkt nach der neuesten Mode geschnitten und ganz neu ist, so konnte sie natürlich das in Aussicht genommene Tschöpli vollständig entbehren.

Als sie am Sonntagmorgen in den Gottesdienst ging, richtete sie es so, daß sie mit möglichst vielen gehen konnte und immer sagte sie, wie sie gestern so unerwartet in's Leid gekommen sei wegen der alten Moosbäuerin in Knebligen und daß sie morgens dorthin an die Beerdigung müsse. Wahrscheinlich komme noch der Schangi mit, und dann nehmen sie den Dragoner, der schon ganz ordentlich am Wägeli gehe. Wenn es nichts anderes gebe, so denke sie zu Beginn des Kurses um neun Uhr wieder zurück zu sein

So war es jedermann bald klar, daß die Haldenbäuerin an der morgigen Beerdigung in Knebligen nicht fehlen durfte unter den Leidtragenden und ebenso leicht begriff man, daß, wenn der Konservierungskurs schon um neun Uhr beginne, es nicht mehr möglich sei, von der Beerdigung in Knebligen, das etwa eine halbe Stunde von Rühmligen entfernt ist, nach Hause zu fahren, sich umzukleiden und um neun Uhr die Eröffnungsrede zu halten, wie im Programm vorgesehen ist. Daher ist es eine ausgemachte Sache. Die Haldenbäuerin geht am Montag in der schwarzen Kleidung zuerst nach Knebligen, und nach dem Gottesdienste muß der Schangi sofort wieder einspannen und direkt vor das Versammlungslokal in Rühmligen fahren, wo sie dann, ohne gerade auffällig zu sein, in der schwarzen Kleidung den eintägigen Kurs mitmacht. Das sei, dachte sie, in Anbetracht der jetzigen Umstände das einzig tunliche, und im Wirtshaus, wo der Kurs sich abspielen soll, werde schon noch ein verfügbares Zimmer sein, wo sie dann gelegentlich nach der Eröffnung ihren großen Leidhut samt Schleier plazieren könne. So dachte sie und so tat sie auch und niemand ahnte, nicht einmal der Haldenbauer, daß es ihr nicht im Traume eingefallen wäre, an diese Beerdigung zu gehen, wenn sie ein neues phantasieärmeliges Sommertschöpli gehabt hätte. —

2. Küchengespräch.

Nicht nur auf dem Haldenhof, sondern auch anderwärts waren das recht aufregende Tage, so daß man allgemein wünschte, wenn die Sache nur bald vorbei wäre. — Am Samstagabend nach dem Nachtessen kam noch schnell s'Hubelheiris Agetli in den Pantoffeln den Hügel herunter und ging vom Bohnenplätz schnurstracks durchs Gras. Auch der anderthalb Meter breite Mühlebach, der hier vorbei geht, ist jetzt kein Hindernis diesen kürzesten Weg zu nehmen. 's Agetli tut nämlich zu Hause oder wo es meint, daß es niemand sieht, nicht immer so zimpferlich, wie am Sonntag auf dem Kirchweg, und diesen Abend will es noch schnell zu seiner besten Freundin, zum Ebnetanneli. Sie habens von jeher gut miteinander gekonnt; drückte eines was auf dem Herzen, so hat's das andere gewiß sofort vernommen. Auch zu Hause sind beides durchaus brave, rechtschaffene Meitschi, die alle Aussicht haben, bald einmal selbst als tüchtige Bäuerinnen eine, wie wir hoffen, kluge und milde Regierung anzutreten. Obwohl beide erst so

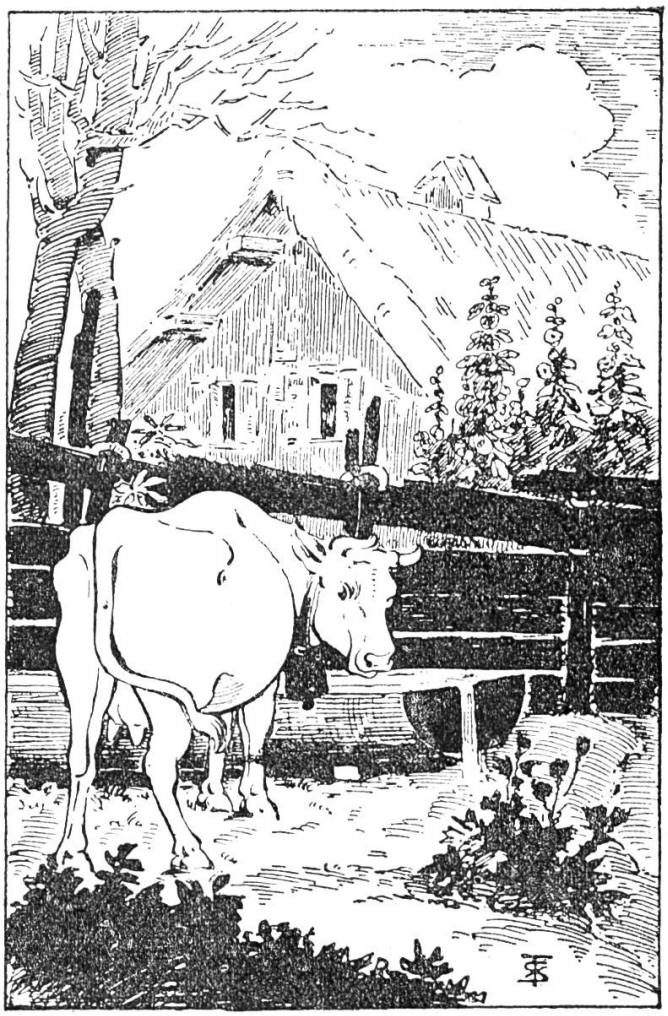
gegen tausend Wochen alt sind, so verstehen sie doch schon den Haushalt aus dem FF, ja besser als manche Frauen, die den Kopf mehr bei der Hoffart haben, als bei dem, was sie sollten. An beiden Orten kann die Mutter nach Einsiedeln, wenn sie will und gar noch zweimal übernachten, und wenn sie auch noch eine Schar junge Säu zu Hause hätten, all das legt diesen zweien kein Hindernis in den Weg; sie haben arbeiten gelernt und darum können sie es auch. —

Daß es neben diesen vorzüglichen Eigenschaften auch bei diesen Zweien einwenig menschelte, versteht sich eigentlich von selbst, und wenn sie nicht auch ein wenig eitel gewesen wären, so wäre das bei jungen, hübschen Mädchen geradezu etwas un- oder übermenschliches. Ein wenig Eitelkeit gehört da fast zum „Geschäft", und wenn eine junge Tochter nicht hübsch und nett sich kleidet, so sagen die Leute gleich, sie sei nur ein Hootsch, ein Füürplattenhuhn, ein Schleipf, es Bauri und wie die schönen Titel alle lauten.

Diese vom Mannenvolk oft gelästerte, aber doch gerade von ihm immer wieder verlangte Eitelkeit ist es, die 's Agetli zwingt, diesen Abend noch zum Ebnetanneli zu gehen, das es jetzt grad in der Küche beim Abwaschen trifft und sein erstes Wort war: „Du Anneli, was meinst du, nimmt man am Montag auch den Hut, wenn man an den Kurs geht?"

„Ja, du hast recht, Agetli," antwortet 's Anneli nachdenkend, „das muß noch ausgemacht werden, an das hab ich noch gar nicht gedacht . . . Es gibt so vieles zu denken und zu sorgen, daß wir gewiß noch die Hauptsache vergessen."

„Ja Anneli, es ist über diesen Punkt gestern und heut auch von andern schon viel gesprochen worden, und je länger das noch so geht, um so verdächtiger kommt mir alles vor. Man weiß halt nicht, was die im Dorf für Absichten haben. Bald heißt es, sie gehen sicher im Hut, bald wieder nicht, und heute hat's Höflers Marieli sogar behauptet, es habe am letzten Dienstag 's Richters Theresli mit zwei großen Hut-Schachteln von der Stadt heimkommen sehen. Wenn das wirklich so wäre, so ließe das tief blicken, und die Lage könnte für uns ernst werden. 's Nachbars Magd dagegen, 's Trinelibethli sagt immer, wenn es gehen müßte, würde es gerade gehen, wie in die Maiandacht an Werktagen. Aber du weißt ja wohl, darauf kann man nichts abstellen, es weiß wohl, daß es zu Hause bleiben muß, weil sich die Frau angemeldet hat."



Die schaut beim Tränken immer aufs Ausreißen

„So, so, steht das so!" sagte das Anneli und wusch dabei den gleichen Teller zum zweiten und dritten Mal ab, ohne es zu merken. „Hätte ich das gewußt . . . ich bin heute auch in der Stadt gewesen, habe unter der Egg noch Blumenkohl, Erbsen und Randen gekauft. Du weißt ja wohl, Agetli, wenn man die Engerlinge hat, wie wir, kann man nichts machen." —

„Ja, da hätte ich auch gleich mitkommen können," versetzte sofort 's Agetli, „mit unserm Garten bin ich dies Jahr auch nicht recht zufrieden. Aber wir haben im Frühling gar lang nicht pflanzen können, weil zuerst ein neuer Gartenhag gemacht werden mußte. Und dann haben wir noch eine Kuh, die schaut beim Tränken immer aufs Ausreißen und springt dann gewöhnlich durch den Garten und hat auch sonst 's Weibervolk auf dem Strich. Und so lange halt der Gartenhag nicht gemacht wurde, hätte das Gartnen doch nichts genützt, besonders wenn man so viele Hühner hat, wie wir. 'S Mannenvolch sagte immer, wenn wir vom Gartnen anfingen: Wir wollen zuerst den Erdäpfelplätz rüsten, den Gartenhag kann man immer noch

flicken. So ist die Sache immer aufgetaget worden, es ist mir leid genug. Aber es gibt in einer Mühle auch sonst immer mehr zu tun, als man glaubt. Wenn ich aber gewußt hätte, daß du heute in die Stadt gehest, um Gemüse zu kaufen, so wäre ich auch mit dir gekommen. Aber schließlich ist das ja nicht die Hauptsache," fügte es sinnend hinzu, „was für mich die Hauptsache ist, Anneli, das weißt du ja wohl. Es ist eigentlich dumm, von so einfältigen Dingen zu reden, wenn man so dran ist, wie ich."

Bei diesen Worten füllten sich Agetlis Augen mit Tränen, sie nahm den Scheubenzopf, bedeckte damit das Gesicht und weinte. Anneli legte ihr tröstend den Arm um den Hals und sagte:

„Ach, ich weiß es ja, mit dem Dragonerschang! Ich kann gar nicht dran kommen, was die Haldenbäuerin gegen dich hat, daß sie so dagegen sein kann. Sie ist ja sonst eine brave, christliche Frau und daß dein Bruder Gemeinderat geworden ist und der Schangi nicht, dafür kannst du doch nichts."

„Ja eben, das ist's", replizierte schluchzend 's Agetli, „und dann soll sie auch gesagt haben, ich sei zu wenig difig und g'rangiert für die Haushaltung. Sie wolle mit einer Schwiegertochter nicht die Schande erleben, daß man einmal von schlechter Ordnung, Unsäuberlichkeit und Schlendrian rede bei des Haldenburen. Und ich meine doch, wer in unser Haus kommt, wird da so wenig von solchem bemerken, als dort, wenn unserer schon nicht so viele sind, die Haus und Küche besorgen helfen. Auch meint sie, wir seien noch zu jung, und ich gehe doch jetzt ins zwanzigste und der Schang ist fünfundzwanzig, und zwei Jahre hätten wir gerne noch gewartet."

Anneli meinte, da sehe man wieder einmal wie der Hochmut selbst die besten Menschen ungerecht machen könne. Der Schangi selbst mache sich ja gar nichts draus, das er nicht Gemeinderat geworden, er wisse ja schon, daß er bald Ratsherr werde, wenn der Vater abgebe, nur die Mutter komme fast nicht darüber hinaus . . . „Aber wart", rief es nach einigem Sinnen und lachte laut auf, „der wollen wir den Kopf schon umdrehen, die muß eine andere Meinung von dir bekommen! Tröste dich, Agetli, ich habe einen guten Plan und ich will gerne etwas versprechen, wenn er gelingt." Und dann fing sie an, im Flüstertone auf ihre Freundin einzureden, deren Gesicht sich dabei nach und nach aufheiterte, bis es schließlich wie heller Sonnenschein nach Regenwetter das Anneli freudig anlächelte.

„Du bist doch es tuusigs Meitschi!" rief es, „hätt's nicht gedacht, daß dir so etwas in den Sinn käme, du gutes Anneli. Es kommt mir zwar . . . aber jetzt muß ich heim, wir haben schon zu lange geplaudert, sie werden wohl schon am Rosenkranz sein daheim. Gut Nacht, Anneli! Gehst du am Morgen in die Frühmesse oder in den Hauptgottesdienst? Paß auf mich, wir wollen dann noch darüber reden. Gut Nacht, Anneli!"

„Gut Nacht, Agetli."

Während 's Agetli wieder auf dem gleichen Wege nach Hause eilte, ertönte vom Dorfe her die Betglocke und Agetli betete auch, wie gewohnt, den Engel des Herrn und fügte, weil es gerade Samstag Abend war, noch ein Vater unser bei für die armen Seelen. Es ist zwar diesmal etwas schnell gegangen und ich glaube, es sei im Allgemeinen nicht von gutem, wenn man sich dabei so vergißt, daß man nicht mehr weiß, ob man schon: „Maria sprach" gebetet habe, oder ob schon „das heilige Wort ist Fleisch geworden" kommt. Aber im Besondern kann man es dem guten Agetli nicht ganz übel nehmen, wenn man denkt, was es an diesem Abend alles in sich zu verwerchen hatte. Und dann stiegen ihm wieder allerhand für Bedenken auf, ob es auch recht sei, was das Anneli im Komplott mit ihm vorhabe. Aber dann dachte es wieder, es sei auch nicht recht von der Haldenbäuerin, daß sie ihns so verschüpfe, es sei ja doch nur gekränkter Stolz, der diese sonst so rechtschaffene Frau diesmal so hartherzig mache, und da dürfe es sich auch wehren auf seine Weise, es geschehe ja niemand unrecht dabei. Ich glaube, wir dürfen das dem lieben Agetli aufs Wort glauben. —

Nun, wir werden ja sehen . . . .

3. Der Sonntag.

Daß der Frühling von den Dichtern in allen Tonarten verherrlicht wird — welcher vernünftige Mensch wird etwas dagegen haben? Denn erstens ist es ja so Mode, und zum andern gibt es am wenigsten Arbeit, und drittens ist ja der Frühling mit seinen singenden Vögeln und den blühenden Wiesen und Bäumen wirklich wert, besungen zu werden. Aber so ein stiller, feierlicher Herbstsonntagmorgen auf dem Lande, vergoldet vom Sonnenschein, der sich in Millionen von

demantnen Tautropfen spiegelt und in den silbernen Kettchen, die von Ast zu Ast, von Blatt zu Blatt schwingen, ist wie ein ernstes, schönes Weib, das sich zum Kirchgang ziert mit dem schönsten und köstlichsten, was es in seinem Schmuckkästchen hat. Wie der Frühlingssonntag etwas freudig schönes hat, so der Herbstsonntag etwas heilig schönes. Nur der Klang der Glocken, die zur Kirche rufen, unterbricht die feierliche Stille und aus den Kaminen kräuselt sich der Rauch heute viel schöner, als wär auch er beim Coiffeur gewesen und als wüßte er, daß da unten in der Küche heute ein Sonntagsbraten im Werden begriffen ist.

Und dann gar der Nachmittag! Fraget alle Bauern landauf, landab, was ihnen lieber sei, ein Frühlingssonntagnachmittag oder ein Herbstsonntagnachmittag — — alle werden sich für den Herbst entscheiden. Gar viele Sorgen drücken noch während des Vorsommers auf die Seele des Landmanns, das Gelingen von so vielem ist noch in Frage, wovon, wenn nicht seine Existenz, so doch der Lohn für die schweren Mühen eines ganzen Jahres abhängt. Ist der Herbst da, so sind diese Sorgen zum größten Teil vorbei und gottlob, es ist nicht so bös gegangen, man kann sich nun auch eine Freude erlauben, an die Kilbi gehen, einen Grümpelschießet mit dem obligaten, zweiten Teil besuchen, oder auf die Rigi gehen — 's ist ja sogar noch eine Wallfahrt — oder doch wenigstens mit dem Nachbar zusammensitzen in den „Leuen" oder „Ochsen" und gemütlich sein Schöppchen trinken. Für die Töchter aber eröffnet sich im Herbst die angenehme Aussicht, an irgend einem Kurs teilnehmen zu können, da ist ein Glättekurs, dort ein Zuschneidekurs und — in Rühmlingen ein Obst- und Gemüsekonservierungskurs. Diese Kurse sind zwar nicht an einem Sonntag, das versteht sich am Rand, aber ein Sonntag geht denselben gewöhnlich voraus, und wie große Ereignisse bekanntlich ihre Schatten schon weit voraus werfen, so geben solche Kurse auch schon dem vorangehenden Sonntag ein gewisses, ich weiß nicht, wie man sagt, ich glaube Parfüm oder Odeur oder Aroma, 's kann jetzt jeder nehmen, was er will.

So wars denn auch in Rühmligen: vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte man von dem Kurs reden hören in den Häusern, auf dem Kirchweg, am Wirtstisch — —. Ueberall wurde hin und her erwogen und geraten, wie

Man merkte es ihr an, wie ihr das auf die Nerven gab

das wohl gehen werde, wer daran teilnehmen werde, warum 's Tannhofers Bethi sich weigere, zu kommen und ob die Ratsherrin wohl zur rechten Zeit wieder zurück sein könne von Knebligen. Aber es zeigte sich auch, wie die Leute vielfach ganz verkehrte Ansichten über diese Sache hatten. 'S Jogglis Rösi hat sogar gesagt: „A bah, von den Unserigen geht keines, wir mögen die Süßigkeiten und Konfitüren nicht; ich selber habe solche Schleckereien immer auf dem Strich gehabt." Aber o weh! diesem Rösi wurde der Text schön gelesen. Ein paar Schritte voran ging die Haldenbäuerin und hats noch gerade gehört, und man merkte es ihr an, wie ihr das auf die Nerven gab. Sie kehrte sich um und sagte: „Soooo, muß man noch solches hören! Du verstehst scheints von allem noch gar absoluti nichts. Es handelt sich da gar nicht um Süßigkeiten und Schleckereien, ja wollen! Oder sind denn etwa ein Erdäpfelstock und Schnitz dazu, so auserlesene Süßigkeiten? Aber los jetzt! Heute kannst du diese Gemüse kochen und das

Ganze sterilisieren und dann in den Keller stellen und erst an der alten Fastnacht auf den Tisch bringen, oder meinetwegen erst nach Pfingsten, wenn du lieber willst und es ist frisch, „wi grad zur Pfannen us". — 'S Rösi war jetzt „gschweiget", die Ratsherrin freute sich ihres Sieges und ging stolz erhobenen Hauptes ihres Weges, ohne zu bemerken, wie die andern, die es nicht anging, auf den Stockzähnen ein wenig lächelten. Sie hat dann ihren Weggespanen teils das Sterilisieren noch etwas besser erklärt, teils über ihren Trauerfall geredet, so daß alle davon überzeugt waren, die Haldenbäuerin müsse unbedingt an die Beerdigung nach Knebligen.

Wie gewohnt, nahmen die Rühmliger auch heute Weihwasser, als sie in die Kirche traten, aber selbst dieses vermochte nicht die aufgeregten Köpfe von den weltlichen Gedanken zu säubern, mit denen ein so wichtiges Ereignis, wie der bevorstehende Gemüsekonservierungskurs sie erfüllte. Es dauerte doch nur eine gute Stunde, aber noch nie ist den guten Leuten eine Stunde so lang vorgekommen, wie diese. Der Pfarrer merkte es auch ganz gut beim Predigen, daß die Leute dabei an weit etwas anderes dachten, als an das Evangelium von der Einladung zum himmlischen Hochzeitsmahle. das er ihnen doch so salbungsvoll auszulegen verstand. Die Haldenbäuerin aber legte sich das alles für ihren Fall zurecht und verstund unter dem Hochzeitsmahl die Einladung zum Gemüsekonservierenskurs, für den manche leider auch nicht mehr Sympathie an den Tag legten, als diese Eingeladenen im Evangelium für das himmlische Gastmahle zeigten. Und das hochzeitliche Kleid war für sie eben der neue Tschopen, das Heulen und Zähneknirschen aber erinnerte sie an den unseligen Eißen ihrer Näherin. Und so war — obwohl heute ausnahmsweise fast niemand schlief, — doch wenigstens eine Seele zugegen, in welcher das Wort Gottes nicht unter die Dornen fiel. Nun, die Rühmliger kamen so wenigstens zu der Erkenntnis, daß der Gottesdienst auch so vorbeigehe, wenn auch etwas langsamer. Selbst die Christenlehre am Nachmittag war nicht weniger gut besucht, als sonst — man konnte so einander am besten treffen, um noch dieses und jenes auszumachen. — Und wir wollen den guten Rühmligern das alles nicht verargen. Denn außerordentliche Zeiten müssen mit einem andern Maßstab gemessen werden. —

Die Haldenbäuerin war vorsichtig; sie schaut schon diesen Nachmittag bei ihren schwarzen Kleidern nach, ob vielleicht irgendwo eine Naht offen sei, oder sonst etwas fehle, was etwa am Morgen eine unliebsame Verzögerung hätte verursachen können. Man habe am Morgen noch genug zu tun, sagte sie. Und sie war froh, das getan zu haben, Als sie nämlich ins Jaquette hineinschlüpfte, um zu probieren und die Ellbogen machte, meinte sie, sie habe unter dem Arm etwas gehört oder gespürt, eine Naht sei aufgegangen oder es habe einen Riß gegeben. Aber ihr Fineli erklärte, es sei zum Glück noch alles ganz, aber am Morgen müsse sie sich doch in Acht nehmen und den Arm nicht zu stark heben, oder dann ein etwas leichteres G'stältli darunter anziehen, „sonst könnte ich Euch nicht garantieren, daß Ihr nicht einen gehörigen Schranz bekommt". Die Frau aber murmelte für sich: „Ach, schon wieder eine Sorge! Es muß einen doch immer etwas plagen . ., aber so ists mit unsereins, man hat keine Zeit, an sich selber zu denken. Ich weiß schon, ich hätte diesen Herbst notwendig eine Kur machen sollen in Richenthal, das Wasser ist halt doch das Beste für Leute wie ich, es hat mir letztes Jahr auch gut getan, habe nachher wieder viel leichter geatmet und es ist mir wieder wohler gewesen in den Kleidern." — —

Sage mir niemand, das sind Lappalien, wer wird auch von solchen Sachen so viel Aufhebens machen! Wer weiß, wie wichtig den Frauen alles ist, was Kleider und Gestalt angeht, der wird mir keinen Vorwurf machen wegen Kleinigkeitskrämerei.

Das Letzte, was die Haldenbäuerin diesen Abend noch tat, war, daß sie den Wecker auf halb vier richtete und dann ins Bett ging. Vom Beten brauche ich nichts zu sagen, es stellt sich doch kein Mensch eine echte, rechte Luzernerbäuerin und Ratsherrin anders vor, als fromm und bethaft.

4. Nach Knebligen.

Die gute Frau Ratsherrin hätte nicht nötig gehabt den Wecker zu richten, denn von zwei Uhr an konnte sie schon kein Auge mehr zutun, so war sie voll Sorgen und Kümmernisse für diesen wichtigen Tag. Was wollte sie jetzt anderes machen, als an die Rede denken, die sie zur Eröffnung des Kurses an die Teilnehmerinnen

halten sollte. Gottlob, es ging ganz ordentlich! Aber es machte ihr doch noch ein wenig Kummer, wenigstens suchte sie sich damit zu trösten, daß sie die Ansprache schön geschrieben bei sich habe und im Notfall nur schnell nachsehen könne. —

Während der Schangi das Pferd fütterte und sich zum Fortgehen rüstete, bereitete die Magd den Kaffee und war der Frau auch im Zimmer so viel wie möglich behilflich. Um vier Uhr wurde die erste Tasse Kaffee getrunken mit etwas Butterbrod, das eigentliche Frühstück war erst um sechs Uhr, wobei die Ratsherrin aber bemerkte, sie möge nicht recht, es sei jedenfalls nur aber fast zehn Minuten gegangen, bis sie den andern unter den Kleidern im Schranke finden konnte. Den Schang wollte es fast versprengen vor Ungeduld, und sein lebhafter Dragoner scharrte schon lange Funken aus den Bsetzisteinen heraus und sein energisches Wiehern verriet deutlich seinen Zorn über das lange Stehen.

Als die Haldenbäuerin endlich doch wieder unter der Haustüre erschien, so griff sie nochmals in die Rocktasche, um sich zu vergewissern, ob sie nichts vergessen habe und merkte nun erst noch, daß sie keinen Rosenkranz bei sich hatte. „So, so, daß wäre jetzt noch schön gewesen", sagte

Und gerade das Agetli über die Laube ging, da hielt der Schangi an . . . .

deshalb, weil sie heute so viel vorhabe, sie habe es eister so.

Als der Schangi eingespannt hatte und nach langem Warten endlich rief, sie soll doch einmal kommen, das Fuhrwerk stehe schon lang bereit, zeigte die Frau der Magd noch schnell, welches die ältere Milch sei, sie (die Magd) solle diese beim Z'nüni schon brauchen, weil sie sonst, wenn es donnern würde bis zum Zabig leicht sauer werden könnte. Als sie dann endlich auf dem Wägeli war und jetzt die schwarzen Händschuhe anziehen wollte, konnte sie mit aller Gewalt nur einen finden. Sie mußte also, wenn auch ungern, wieder absteigen und ins Haus gehen. Es ist sie, „wenn ich nicht einmal es Bätti gehabt hätte" Also schnell wieder zurück und gesucht und da ihr großer silberner, den sie einst von ihrer Taufpatin erhalten hatte, nicht gleich parat lag, so gab ihr die Magd den ihrigen, auch ein schöner, wenn er auch nicht so viel Schein macht, wie der ihrige. Und der gute Schangi und sein Bleß haben immer noch warten müssen — — und das alles nur wegen einem dummen Eißen. —

Schließlich ist sie doch wieder aufs Wägeli gekommen. Dort rafft sie ihre Kleider besonders den Rock sofort schön zusammen und sagt: „Man kann so auf einem Wägeli nie genug aufpassen, daß man nicht bhanget." Als aber der feurige

Dragoner rasch anzog, da der Schangi kaum auf dem Wägeli saß, da rief sie schnell: „Halt noch einmal, ich merke erst jetzt beim Fahren, daß mir der Hut nicht hält auf dem Kopfe; ich muß notwendig eine größere Hutnadel holen, sonst muß ich auf der ganzen Fahrt den Hut in den Händen haben.“ Dem Schangi war es diesmal nichts drum zu gehorchen, obwohl er sonst ein guter Sohn war: „Jetzt können wir nicht mehr länger machen, sonst kommen wir zu spät, vielleicht gibts auf dem Wege Gelegenheit für eine Hutnadel! —

Und richtig, wie gewünscht! Als sie weiter unten bei der Mühle vorbei wollten und gerade das Agetli über die Laube ging, da hielt der Schangi an und rief: „Du Agetli, die Mutter hätte gern eine Hutnadel.“ Während das Mädchen flink wie ein Reh ins Haus sprang, das Verlangte zu holen, wetterte die Haldenbäuerin auf ihren lieben Schang los, daß er das gemacht habe. Sie wolle nichts vom Agi, er solle nur gleich weiter fahren, er habe ihr das nur zu leid getan. Aber der Schangi nahm alles geduldig hin und meinte bloß, er könnte es am Ende auch jemanden zu Lieb getan haben und freute sich, als das errötende Mädchen fast außer Atem mit der Hutnadel herbeigeeilt kam und freundlich grüßte.

Mit sauersüßer Miene mußte nun die Mutter den Dienst von der hübschen Müllerstochter annehmen, aber nun war sie es, die zu schneller Weiterfahrt drängte, während es diesmal dem Schangi merkwürdigerweise gar nicht pressierte. Nachher hat er dann freilich den Bleß traben lassen, daß es der Mutter fast Angst geworden ist. Aber ihr Sohn lenkte das mutige Tier so sicher und stramm, daß sie doch wieder ihre helle Freude daran hatte. —

An der Beerdigung und auch beim Gottesdienst in Knebligen ist alles schön und würdig verlaufen. Beim Opfergang hat die Ratsherrin absichtlich einen Zweibätzler gelegt, sie dachte, der Pfarrer muß es auch merken, daß jemand Fremder dagewesen ist. Sie glaubte sogar bemerkt zu haben, daß der Pfarrerihr beim Dominus vobiscum einmal einen Blick gab. Nur die Ordnung beim Opfergang gefiel ihr nicht recht, bei ihnen gehe es doch schöner, da gehe das Mannenvolk voran und die haben nicht so ein Treiß und Gschlirgg wie die Knebliger Weiber, die schuld sind, daß es mit dem Opfergang meistens bis in die Wandlung hinein geht, was doch auch gar nicht paßt. Da meinen sie immer, die und die müsse noch vorhergehen, sie sei näher verwandt oder stehe höher im Rang. Wie einfältig! Die Hauptsache ist doch auch da die gute Ordnung. — Als die Leidleute nach dem Gottesdienst noch einige Augenblicke auf dem Grabe beteten, hörte sie ganz deutlich, wie eines dem andern zuflüsterte: „Die schöne große Frau dort ist die Haldenbäuerin von Rühmligen.“ Das hat ihr wieder einmal wohl getan bis in den großen Zehen hinaus. — Dann sprengte auch sie noch Weihwasser und betete ein Vater unser auf dem Grabe derjenigen, die ihr durch ihr rechtzeitiges Ableben einen so großen Dienst getan. Ja, man glaubt gar nicht, wie angenehm es oft einem Menschen sein kann, wenn ein anderer zur rechten Zeit die Türklinke für die Ewigkeit in die Hand nimmt!

Weiter gab es nun aber keinen Aufenthalt mehr. Der Bleß war schon eingespannt und im flottesten Trab gings heimzu. Gerne hätte die Haldenbäuerin auf dem Heimwege noch einmal die Ansprache probiert, aber die rasche Fahrt einerseits und die Gegenwart Schangis anderseits hinderten sie daran. Nun sie hatte sie wenigstens in der Tasche. —

Nicht einmal zu kritischen Bemerkungen über den Stand der Felder, Wiesen und Bäume fand sie diesmal Zeit. Es kam ihr überhaupt vor, als habe sie sich etwas zu viel zugemutet für heute, in ihrem Kopfe drängte eine Sorge die andere und es schien ihr, als entstünde darin ein Wirrwarr, der vielleicht die gut studierte Rede nachteilig beeinflussen könnte. Darum freute sie sich über den raschen Gang des Pferdes, je eher, desto besser!

Ach, der Mensch macht sich doch viel unnötige Mühe und Qual. —

5. Der große Tag.

Schlag neun Uhr hielt der Schangi vor dem „Leuen“ zu Rühmligen, um die wichtigste Person des heutigen Tages wohlbehalten und in tadelloser Toilette der harrenden Kunsteilnehmerschaft zu übergeben. Alle hatten in gespannter Erwartung die Straße entlang geschaut, ob sie noch nicht bald kommen werde. Eine ganze Schar blühender Töchter, die Freude und der Stolz von Rühmligen, nahm die geachtete Frau Ratsherrin in Empfang, allen voran das froh

und freundlich dreinschauende Ebnetanneli, das ganz zutraulich ihr das Täschchen und den Hut abnahm und sagte, sie brauche sich nicht weiter um diese Sachen zu kümmern. „Wir mögen es fast nicht erbeiten (erwarten), bis der Kurs anfängt, wo wir so viel Schönes und Neues lernen können.“ Und dann kam der Hr. Kursleiter Grasgrün und machte ihr ein Kompliment, daß sie so getreulich Wort gehalten, das habe er aber von einer Dame ihrer Stellung nicht anders erwartet, fügte er galant hinzu.

Alles begleitete nun die über diesen Empfang hocherfreute Frau in den großen neuen Saal, wo in buntem Durcheinander alles zu sehen war, was für einen Obst- und Gemüsekonservierungskurs notwendig ist; sogar ein transportabler Waschherd war dort aufgestellt, damit man die gefüllten Gläser nurgleich in die große Waschpfanne stellen könne, nämlich auf das durchlöcherte Brett, welches den Wasserraum vom Dampfraum trennt. Alles war aufs beste vorbereitet, selbst eine kleine Rednerbühne war da, sinnig bekränzt mit einer Guirlande aus grünem Bohnengewinde mit Rosen aus roten und weißen Rüben geschnitzt, was aufs neue von dem freundlichen, liebenswürdigen Sinn der Rühmliger Töchter Zeugnis ablegte.

Soeben hatte die Ratsherrin diese ihre Ruhmeskanzel bestiegen und es wurde so mäuschenstill im Saale, daß man eine Nadel hätte zu Boden fallen hören, der Augenblick entbehrte nicht einer gewissen Feierlichkeit. Aber wie seltsam! Die Rednerin legte, bevor sie begann, eine auffallende Unruhe an den Tag, sie griff hastig in alle Taschen, wurde rot und wurde bleich, man sah, sie war in einer ganz fürchterlichen Verlegenheit.

Es ist doch seltsam, daß Frauen selten sind, die eine Rede halten können, ohne das Manuskript zu benutzen, wirklich wunderbar, wenn man weiß, mit welcher Gewandtheit und Sicherheit sie die Sprache beherrschen und wie die Gedanken ihnen mühelos und unaufhörlich zufließen, wenn es gilt, einem armen Sünder von Ehemann den Standpunkt klar zu machen oder eine Lobrede zu halten auf die eigene Haushaltung im Vergleich zu der Hudelwirtschaft bei einer mißbeliebigen Nachbarin oder einem erwachsenen Sohne oder Tochter gute Ratschläge zu geben, betreffs einer in Aussicht stehenden Partie. Aber vor einer solchen Versammlung zu reden und hochdeutsch — gut Nacht! das macht dir nicht leicht eine, ohne wenigstens das Papier in der Tasche zu haben

Plötzlich geht die Türe auf und hereinkommt . . .

und die Ratsherrin Barbara Flutiger vom Haldenhof hat in diesem wichtigen Augenblicke ihre so schön geschriebene Ansprache nicht mehr in der Tasche und sie sucht vergebens und kehrt alle Taschen um und bekommt vor Scham und Schande fast Krämpfe und Gichter — — die arme Frau!

Plötzlich, wie die Not am größten, geht die Tür auf und hereinkommt mit einem Papier in der Hand — wer? — — Ja wer anders, als des Hubelheiris-Agelti, die freundliche Müllerstochter! Ach! wie freudig begrüßte die Ratsherrin die Schriftzüge ihrer Hand auf dem Papier. Selbst der sehnlichst erwartete Liebesbrief ist wohl kaum mit größerer Freude aufgenommen worden, als dieses Aktenstück. Es habe das Papier auf der Stiege gefunden, sagte das Agetli, und habe gedacht, es gehöre ihr. Diesmal dankte die Ratsherrin schon etwas aufrichtiger, als für die Hutnadel, aber lieber wäre es ihr doch gewesen, wenn jemand anders die Rede gefunden hätte. — Daß es doch immer das Agi sein muß! — —

Nun aber öffnete die getröstete Ratsherrin die Schleußen ihrer Beredsamkeit und hat als intelligente Frau eine wirklich schöne Rede gehalten, von welcher der „Rühmliger Anzeiger" nachher Notiz genommen und besonders hervorgehoben hat, wie die Frau Ratsherrin neben dem mütterlichen und haushälterischen auch das patriotische Moment nicht ganz aus dem Auge gelassen, die Schönheit und Fruchtbarkeit unseres Vaterlandes gepriesen, für die wir Gott zum Dank verflichtet seien, und wie wir diesen Dank nicht besser entrichten können, als eben durch sorgfältige Behandlung der herrlichen Gaben der Natur. Die sorgfältigste Behandlung aber sei sicher die Konservierung und dann ging sie über auf die schöne Veranstaltung, die sie dem gesunden und fortschrittlichen Sinn der Gemeinde und der großen Bereitwilligkeit und dem Entgegenkommen des Herrn Kursleiters Grasgrün zu verdanken haben. Sie hoffe, daß die Teilnehmerinnen die Sache mit Ernst und Eifer betreiben werden, was übrigens solch gesitteten und gebildeten Töchtern und Frauen gegenüber eine ganz überflüssige Bemerkung sei, besonders nachdem sie gesehen, wie freundlich man sie aufgenommen, wie gut alles vorbereitet, wie hübsch sogar die Rednerbühne geziert sei. Sie sollen versichert sein, daß die leitenden Persönlichkeiten ihr möglichstes tun werden, um den Teilnehmerinnen einen nutzbringenden, für ihr ganzes Leben wertvollen Tag zu bereiten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hat alles diesen überaus passenden Worten gelauscht und ein Gemurmel des Beifalles und dankbare, freundliche Gesichter belohnten die Rednerin für ihre hervorragende Leistung. Das ließ sie den Schrecken ganz vergessen, den ihr der Verlust des wichtigen Papieres verursacht hatte, das sie doch bei ihrer Rede dann nicht einmal hat zu Rate ziehen müssen. —

Und nun gings an ein angestrengtes Arbeiten. Alle Gemüse- und Obstsorten, die auf den Tischen herumlagen, wurden zuerst auf das genaueste geprüft auf ihre Konservierungsfähigkeit. Der Kursleiter sah sehr scharf darauf, daß nur erstklassige, junge und frische Ware zum Konservieren beigezogen wurde. Mancher protzige Winderbs, der die andern an Dicke und Länge weit übertraf, wurde erbarmungslos bei Seite geschoben und nicht besser erging es mancher herrlichen, zart rötlich angehauchten Pflaume. Auch das verborgendste, kleinste Löchlein entdeckte der Direktor Grasgrün und dann schimpfte er über den abscheulichen Wurm!

Dieses Sortieren, Ausscheiden, Zurechtschneiden und Verpacken in die Konservengläser gab den ganzen Vormittag zu tun, erst der Nachmittag konnte dem Sterilisieren gewidmet werden. Hatte schon beim Sortieren das Agetli durch seine Flinkheit, seinen raschen Blick für das Passende sich ausgezeichnet, so stieg sein Ruhm noch mehr, als es einmal, da die Frau Ratsherrin gerade eine Literbüchse mit Bohnen gefüllt hatte und glaubte, es sei alles in bester Ordnung, plötzlich rief: „Herr Kursleiter, dürfen auch Fliegen mit den Gemüsen sterilisiert werden?" — Alles lachte. Aber Agetli ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. „Sehen sie nach, bitte, Herr Kursleiter, ob in jenem Glase Bohnen, das soeben gefüllt worden ist, nicht eine Fliege sei. Ich wenigstens sehe ganz deutlich ein Fliegenbein neben einer Bohne hervorgucken durch das Glas hindurch." — Nun schaute man nach und wirklich! es kam eine tote Fliege zum Vorschein und die Frau Ratsherrin konnte nicht umhin, das Agetli zu loben für seine Aufmerksamkeit. Es gab ihr das auch erwünschten Anlaß, den Töchtern von neuem einzuschärfen, wie man nicht exakt genug sein könne beim Füllen der Konservengläser.

Und je mehr der Kurs seinem Ende zuging, um so mehr zeigte sich das Agetli als eines der tüchtigsten, flinksten und gewandtesten Mädchen, so daß die Abneigung der Ratsherrin dahinschmolz wie Neuschnee vor der Märzensonne. Es war aber auch geradezu merkwürdig, ja man hätte sagen mögen, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wie immer das Agetli Bescheid und Auskunft wußte, wo irgend etwas fehlte. Manchmal wars aber auch wie verhext. Wenn man meinte, man habe alles noch so schön geordnet, so fehlte doch bald dies, bald das, einmal waren Gummiringe verlegt worden, ein andermal war ein Glasdeckel oder eine Feder nicht da, wo man sie gerade haben sollte. Und regelmäßig, kaum war der Mangel fühlbar geworden, so kam schon das Agetli mit dem Gewünschten und übergab es freundlich lächelnd der Haldenbäuerin.

Wenn man von einem sagen will, er sei ein rechter Glückspilz, so braucht man auf dem Lande den Ausdruck: „Dem kalbt der Holzschlegel auf der Bühne." Fast ist man versucht, das auch vom Agetli zu sagen. Nicht nur hat es von

allen Teilnehmerinnen weitaus am meisten Ruhm aufgelesen, so daß der Herr Kursleiter in seiner Schlußrede ihns noch ganz besonders erwähnte, da er allen für ihre Aufmerksamkeit und ihren Eifer dankte, nicht nur hat selbst der „Rühmliger Anzeiger" bemerkt, daß zum ausgezeichneten Gelingen des Kurses nicht zum mindesten die liebenswürdige Müllerstochter beigetragen habe, nein! das alles war dem Agetli Nebensache. Es ist etwas passiert dabei, was dem Agetli viel wichtiger war. Die gute Ratsherrin hat sich nämlich beim Zubereiten von Obstkonserven tüchtig in den Finger geschnitten und da hat von allen Kursteilnehmerinnen keine einzige Verbandzeug bei sich gehabt, als gerade das Agetli, auch daran hatte es gedacht. Mit der größten Sorgfalt hat es dann seiner „Feindin" einen Verband angelegt, so sauber und gut wie ein Dokter. Und doch zitterten seine Finger dabei vor innerer Erregung und als der Verband fertig war, — da fielen aus seinen blauen Augen zwei dicke schwere Tränen darauf. —

„Agetli, was ist mit dir? fragte betroffen die Ratsherrin.

„Ach, es tut mir selbst weh, daß ihr euch so verletzt habt, und dann — — und dann — —" stotterte das Agetli, „ich habe immer gemeint, ihr habt etwas gegen mich."

„Ja, du g' tes Kind, es ist leider mehr, ich hatte etwas gegen dich. Ich sehe es aber jetzt ein, wie ungerecht ich gewesen bin. Nein liebes Agetli, ich habe jetzt nichts mehr gegen dich, du wirst es erfahren."

Nun hätte das Agetli vor Freude laut aufjauchzen und der Ratsherrin um den Hals fallen mögen, wenn nicht die vielen Menschen im Saale nebenan gewesen wären und nun wäre es ganz überflüssig, noch weiteres von dem nützlichen Gemüsekonservierungskurs in Rühmligen zu sagen. Weiberlist und Weiberglück hatten sich zusammen verbunden, das Vorurteil einer guten, aber etwas stolzen Frau zu brechen und es ist ihnen prächtig gelungen. Denn das werde ich der verständnisinnigen Leserin nicht erst sagen müssen, daß das Ebnetanneli seine Hand im Spiel gehabt, der Ratsherrin die Rede gestohlen, die Fliege ins Glas praktiziert, die Gummiringe verlegt hatte, u. s. w., u. s. w.

Aber diese kleinen Schelmereien werden wir gerne verzeihen, wenn wir nach einem Jahre zu des Haldenbauers gehen und sehen, wie glücklich der Schangi und sein Agetli mit einander sind und wie gut die Haldenbäuerin mit ihrer Schwiegertochter zufrieden ist.

Und „'s ist ei Dienst der ander wert", sagt ein Sprichwort, darum zieht um die nämliche Zeit das Ebenetanneli, Agetlis herzliebe Freundin, als frohe Braut ein in die Mühle. Noch so jung und schon Frau Gemeinderat!

Und von diesen zwei Familien wird es so ziemlich sicher wieder ebenso tüchtige Haldenbäuerinnen, Dragoner, Gemeinderäte und Gemüsekonservierungskursteilnehmerinnen (welch schönes Wort für die Schreibmaschine!) geben und dann kann die Geschichte wieder von vornen angehen! — —

Einige Jahre später.

Seit es bekannt geworden ist, wie das Gemüsekonservieren auch noch fürs Heiraten vorteilhaft sein kann, haben laut neuestem Börsenbericht die Geschäfte der Kursleiter und Glashandlungen einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Aber daran, daß derjenige, der diese Geschichte ausgebracht und in den Kalender getan hat, eigentlich schuld ist, an diesen guten Geschäften und ihm auch einige Prozent von den hohen Dividenden gehörten, die jetzt von den verschiedenen Konservengläser-Aktiengesellschaften eingeheimst werden — ja — daran denkt niemand. Aber wartet nur, ihr Weiber, ich werde mich schon noch einmal rächen für euern Undank! —

„Das Vaterunser eines Unterwaldners".

Drei Jahre nach dem Ueberfall wurden in der Kunstausstellung in Zürich sieben Kunstblätter ausgestellt, die allgemeinen und ungeteilten Beifall fanden. Sie waren der Ausdruck aufrichtiger Sympathie und freundeidgenössischer Gesinnung, die im ganzen Schweizerlande den heldenmütigen Nidwaldnern von 1798 entgegengebracht wurden. J. Martin Usteri (geb. 1763, gestorben 1827) war der Künstler, der mit feinem poetischem Empfinden an die sieben Bitten des Vaterunsers eine Darstellung der Geschicke Nidwaldens im Herbste 1798 knüpfte. Wir haben im letztjährigen Nidwaldener-Kalender das erste der sieben Bilder wiedergegeben. Dies Jahr bieten wir Seite 45 das zweite, und so gedenken wir nun jedes Jahr eine dieser hübschen Darstellungen zu bringen, bis wir dergestalt die ganze Serie zum Gemeingut des Nidwaldener Volkes gemacht haben.